

## Gesellschaftliche Verantwortung der Universität \*

### I.

Der Konvent hat mich für acht Jahre zum Präsidenten dieser Universität gewählt. Als Zeichen der Würde und der Bürde des Amtes haben mir Vertreter der Professoren und der Studenten die Rektorenamtskette der Gießener Universität umgelegt. Ich trage diese Kette heute in dem Bewußtsein, nur ein Glied in der langen Kette von bisher 365 Rektoren und 3 Präsidenten der Gießener Universität zu sein. Die Geschicke der Universität sind mir anvertraut worden, damit ich durch meine Amtsführung ihre zeitgerechte Entwicklung fortführe und am Ende meiner Amtszeit meinem Nachfolger oder meiner Nachfolgerin eine solide Basis und vielleicht sogar günstigere Bedingungen, als ich sie heute vorfinde, übergeben kann. Ich bin mir bewußt, keine solitäre Aufgabe übernommen zu haben, sondern in der Tradition einer kontinuierlichen Stabüber- und Weitergabe zu stehen.

Bereits vor meiner Wahl und häufiger noch danach wurde mir nicht selten bedeutet, daß ein Universitätspräsident nie Lob, sondern vor allem Forderungen und Kritik zu erwarten habe. Die Erfahrungen meiner kurzen Amtszeit lehren mich bereits, dem nicht zu widersprechen. Wenn dies für eine lange Amtsperiode von acht Jahren gilt, so sollten wenigstens am Ende der Amtszeit die Verdienste eines Präsi-

denten zur Sprache kommen. Ich erachte es daher als meine Pflicht, heute die Arbeit meines Amtsvorgängers, Prof. Dr. Karl Alewell, zu würdigen.

Herr Kollege Alewell trat sein Amt unter schwierigen Bedingungen an. Sie waren beeinflußt durch die lange schwere Krankheit des Amtsvorgängers, des ersten Präsidenten Paul Meimberg, und wurden vor allem durch den Andrang der geburtenstarken Jahrgänge geprägt – die Zahl der Studierenden stieg von 14 277 bei Amtsantritt 1978 auf 17 568 bis zum Wintersemester 1985/86. Die hohe Überlast der Lehre zeigt sich daran, daß nahezu 70 Prozent der Studienanfänger über die ZVS oder in internen Numerus clausus-Verfahren zugeteilt werden, und an der Tatsache, daß die Gießener Universität die höchsten Zusatzlastmittel aller hessischen Universitäten erhält. Dennoch haben die Zuweisungen von Stellen und finanziellen Mitteln mit der Entwicklung nicht Schritt gehalten. Dies führte zu unbefriedigenden Arbeitsbedingungen und beeinträchtigte besonders gravierend die Forschungsmöglichkeiten.

Der starke Rückgang der Lehramtsstudenten zwang die Universität zu einem Strukturwandel, zu einer Ausstattungsverschiebung zwischen Fachwissenschaften und Fachdidaktiken, um den Anforderungen der nun stärker frequentierten Diplomstudiengänge gerecht werden zu können.

Trotz dieser Widrigkeiten gelang meinem Vorgänger die Erhaltung der Fächervielfalt, insbesondere auch im geisteswissenschaftlichen Bereich. Er verhinderte die

---

\* Rede des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen, Prof. Dr. Heinz Bauer, beim Akademischen Festakt am 8. April 1987 aus Anlaß seiner Amtseinführung (leicht gekürzte Fassung).

immer wiederkehrenden Versuche des Landes, vor allem die kleinen Disziplinen zu Gunsten anderer, studentenzahlintensiver Fächer zurückzudrängen oder einzuschränken.

Für die zukünftige Entwicklung der Universität war es von großer Bedeutung, daß es in dieser schwierigen Situation gelang, das Forschungsspektrum in zukunfts-trächtigen Bereichen zu fördern bzw. eine entsprechende Entwicklung einzuleiten. Ich nenne als Beispiele den Bereich der Molekularbiologie, der Geowissenschaften, der Biochemie, der Informatik, der Agrarwissenschaften, der Kardiologie und die Etablierung einer Forschergruppe der Max-Planck-Gesellschaft in Gießen.

Unsere Universität leidet in vielen Bereichen unter der technisch unzulänglichen Baustruktur. Obwohl die Errichtung öffentlicher Bauten in der Bundesrepublik bekanntlich eine besonders langwierige Angelegenheit ist, sind auch hier beachtliche Erfolge in der Amtszeit meines Vorgängers zu verzeichnen: Der Neubau der bereits während seiner Vizepräsidentenschaft konzipierten Universitätsbibliothek konnte vollendet, die Weichen für den Beginn der Klinikumssanierung endgültig gestellt, ein internationales Begegnungszentrum, das trotz öffentlicher Unkenrufe noch in diesem Jahr fertiggestellt wird, in Angriff genommen und das Schloß Rauschholzhausen, unsere auch über die Universität hinaus begehrte Tagungsstätte, ausgebaut werden. Schließlich konnte ein Biologikum in den Rahmenplan aufgenommen werden. Von letzterem erhoffe ich mir die Erweiterung zu einem interdisziplinären Forschungszentrum, in dem nicht nur Biologen, sondern auch die experimentellen Disziplinen der Agrar-, Umwelt- und Haushalts- und Ernährungswissenschaften in Zukunft einmal erfolgreich zusammenarbeiten werden.

Ich möchte an dieser Stelle im Namen der gesamten Universität Prof. Karl Alewell für seine Tätigkeit als Präsident Anerkennung und Dank aussprechen.

Auch dem am 31. März 1987 turnusmäßig ausgeschiedenen Vizepräsidenten, Prof. Dr. Alfred Söllner, möchte ich Dank sagen. Das Amt des Vizepräsidenten umfaßt zwar weniger Aufgaben als das Präsidentenamts, dafür muß es nebenamtlich geführt werden. Eine wichtige Aufgabe des Vizepräsidenten besteht darin, den Präsidenten notfalls zu vertreten. Er muß normalerweise nicht damit rechnen, die Amtsgeschäfte des Präsidenten für einen längeren Zeitraum voll zu übernehmen, wie sich dies in Gießen für nahezu ein halbes Jahr ergeben hat. Herrn Söllner hat dieses Schicksal getroffen und er hat es in einer für die Universität kritischen Phase mit Bravour gemeistert und durch großes Engagement verhindert, daß das Universitätsschiff aus dem Ruder lief.

Vizepräsident Alfred Söllner hat sich in besonderem Maße der akademischen Lehre gewidmet und einen großen Teil seiner Arbeitskraft darauf verwandt, Konfliktpunkte zu entschärfen, schwierige Situationen zu bereinigen und ausgewogene Lösungen zu finden. Dies gilt auch im Verhältnis zur Studentenschaft unserer Universität. Ihm gebührt für seine Arbeit unser herzlicher und für das letzte halbe Jahr unser doppelter Dank.

Ich möchte einige grundsätzliche Gedanken zur Aufgabenstellung der Universität im Allgemeinen und der Justus-Liebig-Universität im Besonderen in den Mittelpunkt meiner Ausführungen stellen.

## II.

Lassen Sie mich mit einem Zitat von Max Planck beginnen: *„Am gefährlichsten sind heute jene, die nicht begreifen, daß das jetzt anbrechende Zeitalter sich fundamental*

von jeder Vergangenheit unterscheidet.“ Er hat dies bereits 1947 gesagt. Ich denke, dies Wort gilt heute noch in gleicher Weise. Was Max Planck damals bereits gesehen hat, wird allerdings weiterhin von vielen verkannt, nicht zuletzt auch von Vertretern der dieses Zeitalter bestimmenden Wissenschaft und Technik. Letztere sind daher – vor allem unter dem Eindruck spektakulärer Unglücke in den letzten Jahren – ins Feuer herber Kritik geraten. Die Angst vor Technikfolgen hat weite Bereiche der Bevölkerung erfaßt, und die Gründe für die Gegenstände der Angst wie Atomkraft, Rüstung, Gentechnik, Chemie, CO<sub>2</sub>-Zunahme in der Atmosphäre, Ozonloch sind allgemein bekannt. Art und Inhalte der wirklichen oder vermeintlichen Bedrohungen entziehen sich zunehmend den Verständnismöglichkeiten der meisten Menschen. Der Philosoph Hermann Lübbe drückt diesen Zustand so aus: „Zukunft wird zum Inhalt von Bedrängnis-Erfahrungen.“ Das daraus resultierende Gefühl der Ohnmacht richtet sich gegen die vermuteten Quellen des Übels, leider aber auch gegen die Wissenschaft. Vom Zeitgeist ist so viel die Rede, der dies alles widerspiegeln soll. Der aber ist schwer zu fassen, widersprüchlich und hat sich wohl geteilt. In der Kunst und Architektur führt er zur unverbindlichen historisierenden Postmoderne, in der intellektuellen Szene tendiert er zu Kontemplation und zu politisch neutraler Warte-haltung, in Technik und Industrie sucht er das Heil in den sportlichen Maximen citius, altius, fortius (schneller, höher, mächtiger), in Bürgerinitiativen versucht er mit List, Idealismus, Ideologie und leider hin und wieder sogar mit Gewalt, den Menschen von drohendem Unheil wie Verdatung, Vergiftung, Verarmung, Ver-hungern oder Vernichtung zu schützen. Es stellt sich die Frage, wo hier die Uni-versität steht. Nimmt sie als gesellschaftli-

che Institution dies alles wahr, und wenn ja, wie reagiert sie? Fühlt sie sich angesprochen, gar herausgefordert? Setzt sie sich mit dem Zeitgeist bewußt auseinander, bietet sie ihm gar Paroli oder ist sie nicht berührt, weil sie sich in einer Art Enklave oder gar immer noch im alten Elfen-beinturm befindet?

Die Herausforderung der Zeitkritiker an Wissenschaft und Technik und damit an die Universität ist nicht zu überhören, und ich denke, sie erfolgt – zumindest teilweise – zu Recht. Was den Bürger ängstigt sind zwar vor allem die Folgen von Technik und Industrieproduktion. Die Voraussetzungen dafür wurden aber von der Grundlagenforschung geschaffen, und diese ist vor allem an den Universitäten angesiedelt. Daraus ergibt sich die Verpflichtung der Universität zur Aufklärung, wo sie not tut, und zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit den bisherigen Folgen von Wissenschaft und Technik.

Die Universität hat aber auch die Chance, zu dem Ort zu werden, an dem die Forschungsinteressen der Wissenschaft und die Belange der Öffentlichkeit – nämlich die Probleme der wissenschaftlich-technischen Welt zu lösen – in Übereinstimmung gebracht werden können. Beide sollten dazu bereit sein, denn sie sitzen sozusagen in einem Boot.

Daraus folgt: Wertfreie Forschung gibt es nicht mehr. Spätestens seit August 1945 hat die experimentelle Grundlagenforschung ihre Unschuld verloren. Die Freiheit der Forschung gibt es nur noch in der Verantwortung der Folgen, die daraus entstehen. Peter Wapnewski begreift die Verantwortung sogar als einen Teil der Definition von besonders anerkannter Wissenschaft.

Die ethische Verantwortung, zu der wir verstärkt aufgerufen sind, muß der Experimentator und Wissenschaftler selbst tragen. Er kann sie nicht den Politikern oder

etwa den Philosophen überlassen, denn „die philosophische Ethik ist“ – laut Odo Marquard – „gegenwärtig durchaus schlecht gerüstet, auf konkrete ethische Fragen konkret zu antworten“. Wenn beispielsweise die Folgen von Forschung und daraus resultierender Technik zu tiefgreifenden Konsequenzen in der Natur führen, z. B. zu einem rasanten Aussterben von Arten in Flora und Fauna, und wenn dies von manchen als Teil oder neue Art der Evolution angesehen wird, indem die natürliche Auslese durch eine von Menschen bewirkte künstliche abgelöst wird, wenn also Artenvernichtung mit natürlichem Artentod gleichgesetzt wird, dann müssen wir auch für die Selektionskriterien geradestehen, die schwierigste Aufgabe, die Menschen wohl je auf sich genommen haben.

Ich verkenne gar nicht, daß die jeweiligen Fachdisziplinen große Anstrengungen in dieser Hinsicht machen. So gibt es z. B. einen Ausschuß unseres Bundestages, der sich mit Nutzen und Risiken der Gentechnik beschäftigt. Er hat sogar empfohlen, eine Reihe von möglichen Anwendungen dieser Technik zu verbieten. Die Tatsache aber, daß er die Einführung einer Versicherungspflicht für Gentechnologen in Erwägung zieht, zeigt einerseits, wie unfähig der Mensch doch für die Rolle des lieben Gottes ist, und andererseits, daß diejenigen, die als Fachleute anzusehen sind, auch die Bedenken derjenigen ernst nehmen müssen, die hier ihre Zustimmung versagen. Und damit komme ich zur zweiten Schlußfolgerung: Diejenigen, die es besser wissen müßten oder zumindest zu wissen glauben, sind moralisch und ethisch verpflichtet, auf die Ängste der Skeptiker – und scheinen deren Gründe noch so laienhaft – einzugehen, aufklärend zu wirken und vielleicht auch Hilfestellung für deren Entscheidungen zu geben. Damit sind genauso die Mütter

gemeint, die nach einem Reaktorunfall nicht mehr zu wissen glauben, wie sie ihre Säuglinge ernähren sollen, wie unsere Studenten, wenn sie sich z. B. gegen die Anwendung von gentechnologischen Methoden wenden; oder es kann erforderlich sein, darüber aufzuklären, daß Laserstrahlen in der operativen oder konservativen medizinischen Behandlung nichts zu tun haben mit den Laserstrahlen, wie sie im bisher größten wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und politisch-militärischen Abenteuer SDI zum Einsatz kommen sollen.

Es genügt aber auch nicht, daß der Wissenschaftler die ethischen Fragen nur für sich selbst oder im engeren Fachkreis abklärt. Er wird nicht umhinkommen, Sinn und Resultat seiner Überlegungen der Öffentlichkeit verständlich zu machen. Hier spreche ich über die Pflicht zur populärwissenschaftlichen Darstellung. Gerade in unserem Land tun sich Wissenschaftler – im Unterschied zum angelsächsischen Bereich – sehr schwer damit. Es gibt da eine falsche Scham, die aus der Erfahrung herrührt, daß man von Fachkollegen ob solchen „unseriösen“ Tuns schnell schief angesehen wird. Bezeichnend ist, daß eine deutschsprachige Zeitung, die sich die Popularisierung der Forschung zum Ziel gesetzt hatte, just zu dem Zeitpunkt den Geist aufgibt, da ein entsprechendes amerikanisches Heft bei uns eine steile Karriere macht.

Schließlich hat der Wissenschaftler heute nicht nur das Recht und die Freiheit, sich seine eigenen Gedanken zu machen, sondern er hat sogar das Recht, diese auch zu verbreiten. Letzteres war lange gar nicht selbstverständlich, sondern ist ein beachtlicher Fortschritt seit Gründung der Universität vor 380 Jahren. Die ältesten auf das Jahr 1609 zurückdatierten Statuten der Gießener Universität, die damaligen Statuten der medizinischen Fakultät,

schrieben nämlich vor, „daß der Professor eigene, noch nicht erwiesene Meinungen, den Studenten nicht zumuten solle“. Die Lehre Galens aus dem 2. Jh. nach Christi war immer noch das Maß aller Dinge zu jener Zeit und der große Paracelsus noch nicht anerkannt.

Ich meine, daß die Verpflichtungen zur Legitimation wissenschaftlichen Handelns heute unter den universitären Aufgaben von Forschung, Lehre und Studium zu subsumieren sind. Wir werden gut daran tun, nicht abzuwarten, bis die Gesellschaft uns an diese Aufgaben mahnt. Die Universität, die Hubert Markl, der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, kürzlich mit einem Ökosystem verglichen hat, muß diese für ihre Selbsterhaltung notwendigen Regulierungen rechtzeitig selbst vornehmen, um Eingriffe von außen, also auch durch die Ministerialbürokratie, zu vermeiden. Es gibt in unserer Zeit genügend Beispiele dafür, daß von außen gesteuerte Eingriffe in Ökosysteme eher zu einer Verschlechterung als zu einer Verbesserung des jeweiligen Systems führen. Solch autonome und überzeugende Selbstregulierung sollte der beste Grund für die notwendige Energiezufuhr, sprich finanzielle Zuwendungen von der Gesellschaft an die Universität, sein. Darauf ist die Universität ja auf Gedeih und Verderb angewiesen. Da sie keine eigene ökonomische Basis besitzt, muß sie um so mehr darauf bedacht sein, ihre geistige und wissenschaftliche Autonomie nicht zu verlieren. Dies wird ihr nur dann gelingen, wenn sie sich im Bewußtsein der Gesellschaft als lebensnotwendige und verantwortungsbewußte Institution behauptet.

Unter „Gesellschaft“ verstehe ich hier vor allem den engeren Raum Hessens in und um Gießen, in den die Universität eingebettet ist. Um die Zustimmung der in diesem Raum lebenden Menschen zu erlan-

gen, muß die Universität im vorher skizzierten Sinne auf sie eingehen. Aber nicht nur dies. Wenn ich in den letzten Wochen in Gießener Tageszeitungen Schlagzeilen lese wie „Studienort Gießen nicht besonders attraktiv“ oder „Universität wird als Fremdkörper empfunden“, so ist dies gerade in einer Zeit, in der in einzelnen Fächern der Wettstreit der Universitäten um Studenten entbrannt ist, alarmierend. Soweit ich unsere Universität kenne, gehen solche Einschätzungen weniger auf die wissenschaftliche Qualität der Universität und der Forschung und Lehre zurück als auf außeruniversitäre Gegebenheiten. Es herrscht Einigkeit darüber – und dies ist ja auch Ergebnis einer neuen Gießener Studie – daß, zumindest bei Studienbewerbern, neben der örtlichen Nähe zum Wohnort die Attraktivität des Lebensraumes einer Universitätsstadt, ihre Urbanität also, das wichtigste Kriterium für ihre Anziehungskraft ist. Geistiges und kulturelles Klima besitzen heute neben Art und Qualität von Dienstleistungen und Freizeitangeboten einer Stadt und ihrer Umgebung einen außerordentlich hohen Stellenwert.

Das äußere Erscheinungsbild der Universitätsstadt Gießen läßt sich wohl nicht so verändern, daß es mit Städten wie Marburg oder gar Heidelberg oder Freiburg konkurrieren kann. Die Chance der Stadt liegt mehr im inneren Glanz. Es geht um die Liebe auf den zweiten Blick, wie es im Universitätsführer heißt. Hier sind vor allem die geistes-, kultur-, gesellschafts- und wirtschaftswissenschaftlichen Bereiche gefordert, an der Erhaltung und Verbesserung einer geistig anregenden Atmosphäre mitzuwirken, die über ein gutes Arbeitsklima hinaus den an der Universität Tätigen die Alma mater als eine im Wortsinn segenspendende, gütige und nährende „Mutter“ empfinden läßt, der man sich zugehörig und bei der man sich zu Hause

fühlt, und die andererseits durch gesellschaftliche Offenheit eine größere Nähe zur Bevölkerung und deren Verbundenheit mit dem universitären Geschehen ermöglicht.

### III.

Ich möchte zum Schluß meine Hoffnung ausdrücken auf eine gute Zusammenarbeit aller Abteilungen der Präsidialver-

waltung untereinander sowie mit allen und vor allem im Dienste aller Fachbereiche. Ich hoffe ebenso auf Einvernehmlichkeit zwischen den Gruppierungen und Konventsfraktionen, auch im Sinne einer moralisch und ethisch fundierten Vernunft und als weitere wichtige Voraussetzung für eine erfolgreiche Entwicklung der Gesamtuniversität. Ich selbst verspreche, meine ganze Arbeits- und Geisteskraft der Erfüllung der gestellten Aufgabe zu widmen.